

## **Feddersen gegen den Rest der Welt**

**Eigentlich wäre dieser Tag ein Grund zum Feiern gewesen. Für Feddersen aber war der Eintritt in sein 66. Lebensjahr ein ganz normaler Wintertag, der ebenso bedeutungslos verronnen wäre, wie alle seine Tage und Geburtstage, hätte ihn das Leben nicht so hinterlistig überwältigt.**

**Sein Dasein war ein ausgesprochen wohl geordnetes. Das menschliche Präzisionswerk Feddersen tickte immer im selben Rhythmus, immer in die gleiche Richtung, ohne Abweichung nach rechts oder links. Der Tagesablauf war stets derselbe: Früh morgens stand er vor dem ersten Anzeichen eines Wecktons auf, hielt sein dreißigminütiges Hygieneritual ab, wovon er exakt dreizehn Minuten seinem streng nach links gelegten Scheitel widmete. Zum Frühstück nahm er eine Tasse schwarzen Kaffee zu sich, sowie die beiden ersten Seiten der Tageszeitung. Vor dem Verlassen der Wohnung holte er einen Mantel aus der Garderobe – im Sommer den dunkelblauen, im Winter den dunkelgrauen. Dann eilte er strammen Schrittes zum Bus, in welchem zwei Drittel der restlichen Zeitung folgten. An der Haltestelle „Industriepark“ stieg er aus und marschierte in üblich straffem Tempo zur Firma.**

**„Guten Morgen Herr Feddersen!“ grüßte ihn der Portier jeden Morgen um punkt 8.00 Uhr „Ich wünsche ihnen einen schönen Tag!“ Mit einem knappen aber freundlichen „Danke auch so!“ salutierte Feddersen und ging an ihm vorbei zum Lift. Drinnen wartete er geduldig bis der Fahrstuhl den zehnten Stock des elfstöckigen Bürogebäudes erreichte, verließ ihn dort und ging durch den langen Gang zu seinem kleinen, unauffälligen Zimmer, wo die alte Gummipalme und der graue Schreibtisch ihn täglich empfingen. Mit diesen beiden Kollegen und einem am Firmenautomaten gezogenen Vesperbrot verbrachte er seine Alltage. Und seine Geburtstage. Woche für Woche, Jahr um Jahr. Nie passierte Großartiges, nie etwas Schreckliches. Er lebte in seinem**

**Trott und sein Trott in ihm. Bis sich vor fünf Jahren die ersten sonderbaren Dinge ereigneten.**

**Er erinnerte sich noch genau an die Situation, mit der alles begann. Er war abends auf dem Nachhauseweg, da erkannte er Margarete Wittenstein auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig. Er hatte sie lange nicht gesehen und da er die liebenswerte Dame gut leiden konnte, rief er ihr freundlich zu. „Guten Abend Frau Nachbarin!“. Nichts geschah. Sie ging weiter, als hätte Sie ihn nicht bemerkt. „Hm, sie hat mich wohl nicht gehört,“ tröstete er sich, als er aber genauer hinsah, fiel ihm auf, dass sie seltsam düster wirkte und noch dazu leise vor sich hinzischelte. Damals ahnte er zum ersten Mal, dass etwas nicht in Ordnung sein konnte, wenn eine so harmlose Frau Angst hatte, ihn zu grüßen. Die Ahnung verscheuchte er zwar schnell, da er mit unkontrollierten Gedanken und Emotionen genauso wenig anzufangen wusste, wie mit Geburtstagen. Doch an dem Abend grübelte er noch lange, wie da draußen alles grau und lichtlos werden und das Schlechte das Ruder übernehmen konnte. Je mehr Informationen ihm sein täglicher Zeitungskonsum einbrachte, desto größer wurden seine Bedenken, die Welt würde irgendwann ganz aus den Fugen geraten.**

**Von diesem Tag an fühlte er sich in seinen Befürchtungen immer häufiger bestätigt. Schon kurz nach dem Zusammentreffen mit der Nachbarsfrau hatte er eine unliebsame Begegnung in seiner Wohnung. Er hatte sich die Schreckensmeldungen der Abendnachrichten einverleibt, als auf einmal unbekannte Schatten durch sein Wohnzimmer huschten. Er sprang mutig auf, untersuchte seinen großen dunklen Schrank, das Bücherregal, die Fensterschlösser und die Balkontür, um die Eindringlinge aufzuspüren. Aber er fand nichts. „Bestimmt sind nur ein paar große Vögel vor dem Fenster vorbeigeflogen. Kein Grund gleich so zu erschrecken!“ schimpfte er vor sich hin.**

**Zwar wenigstens etwas beruhigt aber mürrisch ging er ins Bett. Er wollte nicht wirklich an Vögel glauben. In der Nacht träumte er einen wilden Traum, von korrupten, zigarrrrauchenden Männern, die sich in seinem Wohnzimmer trafen um einen geheimen Giftanschlag zu planen.**

**Dann, vor ungefähr drei Jahren, gab es da diese Ungereimtheit mit dem Busfahrer. Willy Otremba fuhr die Buslinie, die Feddersen zur Arbeit brachte, seit sechsvierzig Jahren, davon neununddreißig mit Feddersen. Der mochte den lebensfrohen Mann, der stets ein offenes Ohr und ein paar Minuten Zeit für seine Stammgäste hatte. Auch wenn man meist nur Oberflächlichkeiten austauschte, so war man sich nach all den Jahren vertraut und wusste, man konnte sich darauf verlassen, dass einem der andere wohl gesinnt war. So sehr er Otremba jedoch schätzte, so sehr musste sich Feddersen damals wundern, als dieser ihn vier ganze Wochen im Stich ließ. Er kam morgens in den Bus, da saß ein aalglatter Herr, der auf Nachfragen folgende Auskunft gab: „Herr Otremba liegt im Krankenhaus. Etwas Genaues weiß niemand, aber man vermutet, dass es mit seiner langen Rauchgewohnheit zusammenhängt.“ Bei Feddersen läuteten alle inneren Alarmglocken. Er rief bei der Verkehrsgesellschaft an, und als man ihm keine Auskunft gab, mit der Begründung, dass er schließlich kein Verwandter sei, war der Fall für ihn klar: Otremba war verhaftet worden.**

**Zwar saß der Busfahrer vier Wochen später wieder an seinem Platz, leider aber stark verändert. Er war nicht mehr der lebensfrohe Plauderer, sondern wirkte genauso düster wie alle anderen und immer wenn er sprach, nuschelte er so leise vor sich hin, dass Feddersen den Sinn nur erraten konnte, weil er vermutete, dass es nichts Neues war.**

**Er hatte Mitleid mit ihm und glaubte fest daran, dass er in seiner Gefangenschaft Folter und schlimme Misshandlungen hatte ertragen müssen. Er wollte jedoch nicht in Wunden bohren und so verbot er es sich**

**nachzufragen. Die Gespräche blieben seicht und änderten sich nur hinsichtlich der Witterung der jeweiligen Jahreszeit.**

**In den folgenden Jahren passierten immer wieder merkwürdige Dinge, die Feddersens Überzeugung von zu viel Übel in der Welt wachsen ließen.**

**Dann kam jener 65.Geburtstag im November. Feddersen verließ sein Büro ebenso pünktlich wie er gekommen war, wie immer um 17.30 Uhr. Der Pförtner in der Empfangshalle sagte leise: „Pünktlich wie immer, Herr Feddersen.“**

**„Stimmt genau“, erwiderte Feddersen, ohne dessen Worte verstanden zu haben, wohl wissend, dass der Mann, genau wie der Busfahrer, seit jeher dasselbe sagte. „Auf Wiedersehen.“ Er ging hinaus und dachte, dass auch der Pförtner immer eigenartiger wurde. Hatte er ihn früher schwungvoll mit einer gewissen Lautstärke verabschiedet, so flüsterte er inzwischen nur zaghaft. Als hätte er Angst, man könnte ihn hören. Gedankenverloren schritt Feddersen die breite Straße entlang Richtung Bushaltestelle, vorbei an den traurigen, alten Kastanien. Die fauligen Schalen der heruntergefallenen Früchte krallten sich eisig an den Asphalt. Der Reif der letzten Nacht hatte sich gar nicht erst die Mühe gemacht tagsüber zu verschwinden. Es zog durch Feddersens dunkelgrauen Filzmantel, den er mit der Hand fest um seinen Körper zog. Sein Atem flog ihm als dichte, weiße Wolke voraus und als er die Haltestelle endlich erreicht hatte, fror er von den Haarspitzen bis zu den Fußnägeln. Ich habe noch nie einen solch kalten Winter erlebt. Nicht einmal in der Zeit nach dem Krieg. Überhaupt wird die Umwelt immer unwirtlicher. Als ob das Böse sogar die Natur im Griff hat. Vielleicht will sich auch die Erde für die vielen Sünden der Menschheit rächen. Schließlich friert bei dieser Kälte jeder – egal ob gut oder böse. Ich brauche auf jeden Fall einen dickeren Mantel, wenn das so weitergeht...“**

**Nach den üblichen drei Minuten, erlöste ihn der Bus vom Schlottern und von seinen wirren Theorien. Seine Hände aneinander reibend, stieg er ein und antwortete gewohnheitsmäßig auf Otrembas leise genuschelte Sätze.**

**„Schnur Abnd heute, nu zielich galt“ „Soll auch schon wieder schneien, obwohl wir doch in letzter Zeit eine ganze Menge Schnee hatten.“ „Da haen Sie echt!“ nickte Otremba. Feddersen nickte zurück, setzte sich auf den gleichen Platz wie jeden Abend und las die Überreste seiner Zeitung.**

**Auch wenn es ihn aus seiner Gleichförmigkeit gerissen hätte, wäre er wenig erstaunt gewesen über eine Schlagzeile wie „Keiner mehr sicher!“ oder „3. Weltkrieg bricht aus“. Schließlich saß die dunkle Übermacht schon in jeder Ritze – an jeder Ecke musste man damit rechnen, dass alles zu Ende war. Fand er.**

**An seiner Haltestelle stieg er aus und trottete nach Hause. Abends kam es ihm manchmal vor, als ob die Strecke länger geworden war. Vor allem im Winter. Im ersten Stock angekommen, öffnete er erschöpft und durchgefroren die Wohnungstür, hängte seinen Mantel auf und ging in die Küche um den Ofen anzuzünden. Langsam wurde es wärmer und er machte sich wie gewöhnlich sein Abendessen. Er war gerade dabei, ein paar saure Gurken mit dem Messer zu teilen, als ihn plötzlich ein eigenartig beklemmendes Gefühl beschlich. Ihm war, als hätte er hinter sich Schritte gehört. Er bekam Angst. Nun glaubte er sogar, Atem hinter sich zu spüren. Angespant drehte er sich um – doch da war nichts und niemand, außer ihm. Sein Herz klopfte immer schneller. Er sah in allen Winkeln der Küche nach. Ohne Erfolg. Auf seinem Scheitel glitzerten kleine Schweißperlen und sein Herz hämmerte. „Ganz ruhig, deine 5 Sinne zeigen dir klar und deutlich, dass du dich irrst, Feddersen! Du wirst doch nicht langsam wahnsinnig werden?“, sprach er zu sich selbst. Dann widmete er sich besonders gewissenhaft und kontrolliert dem Abwasch. Er räumte das saubere Geschirr betont langsam ein um wieder Normalität in seine durcheinander**

wimmelnden Emotionen zu bringen. Anschließend fühlte er sich etwas sicherer, trotzdem bewaffnete er sich für den Weg ins Wohnzimmer vorsichtshalber mit einem Messer. Mit der freien Hand schnappte er unterwegs das Telefon und wählte die Notrufnummer. So konnte er im Falle eines Überfalls die Wahlwiederholung drücken und hätte vielleicht eine Chance noch einen Notruf zu senden. Er setzte sich aufs Sofa, schaltete den Fernseher ein und ließ sich berieseln, bis er den Schrecken ausgeblendet hatte und wieder besserer Laune war. Er saß vielleicht eine Stunde und das mulmige Gefühl war fast verschwunden, als ihm plötzlich etwas von hinten den Brustkorb zusammenpresste. Sekunden darauf spürte er einen reißenden Schmerz zwischen den Rippen. 'Ein Messer!' schoss es ihm durch den pochenden Kopf. Er fuhr herum – bereit mit seinem Küchenmesser zuzustechen. Er wollte ihn niederstrecken, diesen skrupellosen und feigen Feind, der ihm hinterrücks den vernichtenden Stoß verpasst hatte. Aber wieder war keiner zu sehen. Nur die leere, dunkle Türöffnung die auf den Flur führte, starrte ihn grimmig an. 'Das muss der Teufel sein', fuhr es Feddersen durch den vor Todesangst bangen Kopf. Da erinnerte er sich an das Telefon in seiner zitternden Hand. Hastig drückte er die Ruftaste, Sekunden später meldete sich eine Stimme. Feddersen röchelte „Feddersen, Überfall, Stich...“ und ein schemenhaftes „Lilienstrasse 20“ in den Hörer, als ihn das Messer erneut traf. Dann sackte er auf seinem Sofa zusammen. Die Nacht verschluckte ihn.

Er konnte nicht sagen, wie lange die Zeit der Dunkelheit gedauert hatte, jedenfalls wurde es irgendwann wieder heller. Als er langsam zu sich kam, fühlte er zuerst ein Brennen. Es kam aus seiner Brust. Dann meldete sich der ganze Körper zurück. Er schmerzte, als wäre er mit Baseballschlägern bearbeitet worden. Nach und nach tröpfelte immer mehr Bewusstsein zurück und Feddersen hob vorsichtig die verklebten Lider. Als er aus dem

millimeterbreit offenen Sehschlitz sah, dass er festgeschnallt in einem weißen Bett in einem weißen Raum lag und aus seinem Mund ein seltsamer Schlauch kam, erinnerte er sich plötzlich an den Überfall. 'Verdammt, die haben mich erwischt und jetzt quälen sie mich...' . Schnell schloss Feddersen die Augen wieder, aus Angst, jemand könnte kommen und ihn verhören. Zu spät – er war beobachtet worden. Etwas stieß leicht gegen sein Bett. Feddersen blinzelte vorsichtig und erkannte einen Mann in weißer Kleidung.

„Wo bin ich? Was wollen Sie von mir?“ fragte er gequetscht. Der Schlauch in seiner Kehle störte beim Sprechen. Otremba und der Portier kamen ihm in den Sinn 'So habt ihr denen die Stimme gestohlen, verstehe. Aber nicht mit mir!'. Er versuchte sich loszureißen, als der Mann ihm eine Hand auf den Arm legte und mit verdächtigem Flüsterton sprach: „Herr Feddersen, machen Sie sich keine Sorgen, sie sind im Krankenhaus! Sie hatten einen Herzinfarkt, aber dank ihres Anrufes haben wir Sie rechtzeitig gefunden. Wir mussten Sie festschnallen, weil Sie so unruhig waren, dass Sie die Schläuche immer wieder herausgerissen haben! Ruhen Sie sich aus, sie brauchen jetzt all Ihre Kräfte, um wieder gesund zu werden!“

„Herzinfarkt? Ich? Sie Lügner! Niemals! Sie wollen mich fertigmachen wie all die anderen. Vergessen Sie es, ich bin kerngesund!“ Feddersen glaubte kein Wort, schließlich hatte er das Geschehen um ihn herum aufs Genaueste beobachtet und wusste genau, dass auch er irgendwann in die Fänge des Systems geraten könnte.

„Ich möchte Sie nicht desillusionieren, aber sie sind ja nun nicht mehr der Jüngste und kerngesund sind Sie leider beileibe nicht.“ Feddersen ignorierte Schläuche und Schmerzen in seiner Wut, hob den Kopf und krakelte mit dem Hauch einer Stimme: „Ich nicht mehr der Jüngste! Eine Unverschämtheit! Warum flüstern Sie, wenn Sie die Wahrheit sagen, hä? Sie gehören zu denen! Aber ich rede nicht! Kein Wort!“

**Der Arzt strich mit einer Hand über Feddersens Kopf, mit der anderen hielt er dessen Arm und sprach ruhig weiter: „Herr Feddersen, wir wollen Ihnen helfen, glauben Sie mir! Meine Stimme ist ganz normal. Sie hören einfach nicht mehr ganz so gut, wie früher. Wir haben zudem an der Trübung Ihrer Linse festgestellt, dass Sie an einem ´Grauen Star´ leiden. Keine Sorge, das kann operativ behoben werden, wenn Sie wieder auf dem Damm sind. Mich wundert nur, dass das noch niemandem aufgefallen ist! Sehen Sie keinen grauen Schleier oder anders als gewohnt? Und hatten Sie nie Schwindelanfälle oder das Gefühl plötzlicher Beklemmungen – wegen Ihres Herzens? Waren Sie denn nie beim Arzt? Haben Sie denn keine Veränderungen bemerkt?“**

**Feddersen schwieg. Sein Kopf bescherte ihm einem donnernden Achterbahnzug gleich, unzählige Szenen aus der Vergangenheit. Wie ein wild gewordenes Puzzle klatschten sie aufeinander und fügten sich zu einem großen, 65 Jahre alten Bild zusammen. Er sah, dass der Arzt noch immer auf eine Antwort wartete und murmelte „Veränderungen? Nein, ... nein habe ich nicht.“ Dann schloss er die Augen und ließ den Kopf tief ins Kissen sacken. Er fühlte sich plötzlich sehr, sehr müde.**